

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 257.

Bromberg, den 9. November

1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

Urheberrecht für (Copyright 1933 by)

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Und was wäre Ihnen damit geholfen, Christa?“
„Damit noch nichts! Es ist nur deshalb, daß er sich nicht unnützlich abplagt. Nachher müssen Sie mich irgendwohin schaffen, wo man mich vorläufig nicht findet! Es ist ja nur für zehn Tage.“

Als sie sah, daß er noch immer zögerte, fügte sie drängelnd hinzu: „Es hängt von Ihnen ab, nur von Ihnen! Ich allein kann nichts machen, ich bin hilflos. Zu meiner Tante nach Potsdam kann ich nicht wieder gehen, man würde mich auch bei ihr wahrscheinlich suchen; ich bin ganz auf Sie angewiesen. . . Ihnen ausgeliefert.“

Ihre Augen waren mit einem fast flehenden Ausdruck auf ihn gerichtet. Und es lag so viel Angst in diesem Blick, so viel kameradschaftliches Vertrauen, daß er es nicht über sein Herz brachte, sie zu enttäuschen. Er war ja selbst glücklich, wenn Christa Berlin nicht verließ.

„Gut, ich will jetzt zu Tied“, sagte er. „Ich werde mich beeilen.“

Im Bureau in der Bülowstraße machte Freese diesmal nicht viel Federlesens. Trotz der Beschuldigungen von Fräulein Hegewald, die beteuerte, daß der Herr Rechtsanwalt im Augenblick unmöglich gestört werden dürfe, da er dringend in Anspruch genommen sei, öffnete er, ohne auf die verzweifelnde Sekretärin zu achten, die Tür zum Arbeitszimmer Dr. Tieds.

Dieser war höchlich überrascht, als Freese ihn so plötzlich überfiel und noch mehr, als er den Anlaß seines Kommens erfuhr. Er erhob sogleich Protest: „Hören Sie, Herr Studering, das geht aber zu weit! Ich habe die Komtes in einer durchaus persönlichen Angelegenheit zu mir gebeten und nun schieben Sie sich ein. Bei allen unseren sonstigen Beziehungen kann ich das nicht anerkennen. Ich muß schon mit ihr selber sprechen.“ Sein altes Kindergezicht war von Strenge umdüstert.

Freese lachte. „Das ist es eben: sie weigert sich zu kommen.“

„Sie weigert sich?“ versuchte der kleine Anwalt aufzubrechen. „Was soll das bezwecken? Ich nehme an, Sie sind im Bilde, worum es sich handelt. Ich habe vom Grafen den strikten Auftrag bekommen, dafür zu sorgen, daß seine Tochter unverzüglich nach Hause zurückkehrt. Auf Grund der elterlichen Gewalt steht es ihm zu, das zu veranlassen. Ich verhalte mich ja der Angelegenheit gegenüber vollkommen objektiv — ich führe nur aus, was man von mir verlangt hat.“

„Und wenn sie dem nicht Folge leistet?“

„Das ist doch ein Scherz? Sie wird mich doch nicht zwingen wollen, polizeiliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Abgesehen von der Peinlichkeit eines solchen

Schrittes, hat sie schließlich kaum eine Aussicht, sich auf die Dauer derartigen Maßnahmen zu entziehen. . .“

„Auf die Dauer vielleicht nicht. Aber unter Umständen auf zehn Tage“, warf Freese gemüthlich und versöhnlich ein.

„Auf zehn Tage? Warum gerade auf zehn Tage?“
Dr. Tied war nicht im Bilde.

„Weil sie dann volljährig wird.“

„Ach so! Aber — im Ernst — denkt sie denn daran?“

„Sie ist sogar entschlossen dazu, Sie, Herr Rechtsanwalt, kann natürlich niemand davon abhalten, Ihre Pflicht zu tun — aber es ist doch möglich, daß Sie beim besten Willen einen Mißerfolg nicht verhindern können. Wenn man nämlich zum Beispiel in der Zwischenzeit, ich will sagen: während dieser zehn Tage, Komtes Christa einfach nicht findet. . .“

„Ich habe das nicht gehört“, entgegnete Dr. Tied streng, aber er konnte ein leichtes Schmünzeln nicht unterdrücken. Die „tolle Komtes“ war nun einmal sein Liebling. „Ich will das nicht gehört haben! Ich habe Sie nicht verstanden. Ich werde bis heute abend warten, ob die Komtes sich hier einstellt. Sie kann sich das ja unterdessen überlegen. Dann allerdings — das heißt also morgen — muß ich entsprechende Schritte unternehmen. Es täte mir sehr leid, aber —“

„Ich danke Ihnen, Dr. Tied!“ sagte Freese scheinheilig.

„Bitte. — Und persönlich möchte ich noch bemerken: ich habe. . . ich habe zeit meines Lebens auf Seite der Jugend gestanden. Das ist nun einmal so.“

Freese schüttelte ihm kräftig die Hand. „Famos — ich habe übrigens nie daran gezweifelt.“

Als er zu Christa zurückkam, hatte sie ihre Koffer schon gepackt. In Reih und Glied standen sie da, abmarschbereit.

„Es wird nichts anderes übrigbleiben, Sie müssen aus Berlin heraus!“ verkündete er. „Ich habe mir das auf dem Weg überlegt: es ist das einzige Sichere.“

Nun, da sie wußte, daß sie ihren Willen durchgesetzt hatte, war ihre gute Laune sofort wieder da. Nicht die geringste Spur mehr von Bedrücktheit! Für sie war jetzt das Ganze nur noch ein heiteres Abenteuer. Wieder staunte Freese insgeheim: wie unbeschwert sie lebte! Sie glich einer Flaumfeder, die durch die Luft schwebt.

„Was meinen Sie zum Scharmühssee?“ schlug sie vor. „Das ist nicht allzu weit und wir sind doch genügend fern vom Schuß. Da gibt es ein nettes Hotel, da fällt man nicht besonders auf, dorthin kommen oft genug Paare. . .“

„Aber Christa, haben Sie denn damit gerechnet, daß ich mitkomme?“ wandte er überrascht ein.

„Ja haben Sie denn etwas anderes angenommen?“
Sie war beinahe enttäuscht, daß er auch nur auf den Gedanken hatte kommen können, sich ihr nicht für die ganze Zeit zur Verfügung zu stellen.

„Wir sind doch eigentlich gar kein solches Paar!“

„Ein melancholischer Scherz.“

Lachend tat sie den Einwand ab. „Das ist doch nebenächlich! Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, Sie sind ein Pedant!“ Hatte sie wirklich noch nicht bemerkt, wie es um ihn stand, oder überfah sie seine Verliebtheit, um ihre Freundschaft nicht zu gefährden?

Es blieb ihm nichts übrig als sich zu unterwerfen. Und er unterwarf sich nur zu gern, obwohl ihm vor dem ungewissen Spiel bangte, zehn Tage neben diesem berückenden jungen Mädchen leben — und sich in das Unabänderliche fügen zu müssen.

Er erbat sich eine Frist, um rasch das Nützigste erledigen zu können, und versprach, rechtzeitig am Nachmittag mit dem Auto da zu sein. Christa freute sich wie ein Kind auf das Abenteuer — und er freute sich mit ihr.

Fretlich, als er sie verlassen hatte, kamen ihm wieder Bedenken, ob er recht daran tat, Christa den Willen zu tun und sie dabei zu unterstützen, daß sie sich völlig mit ihren Eltern überwarf. Er kannte aber Christa nun schon gut genug, um zu wissen, daß alles Zureden nicht helfen würde. Er mußte die Entwicklung schon ihren Lauf nehmen lassen.

Auch der Gedanke an Sylvia bedrückte ihn. Er fühlte sich geradezu in ihrer Schuld, seit er sich so völlig Christa zuneigte, als wäre er Sylvia untreu geworden, und doch verband ihn nichts mit der Witwe Georg Studerings als sein freiwilliger Entschluß, ihr nach besten Kräften zu helfen und für sie einzutreten. Oder verband ihn doch mehr mit ihr?

In dieser Stunde, wo er sich entschlossen hatte, mit Christa Berlin für die nächste Zeit zu verlassen, wurde in ihm auch jene erschütternde nächtliche Stunde wieder lebendig, die ihn zu Sylvia geführt, die wilde, jähe Freude, als er merkte, daß die schöne Fremde, die er als tot betrauert hatte, lebte! Freese erkannte die geheime Bindung, die immer noch bestand zwischen ihm und der schönen Sylvia, seinem Geschöpf, das ihm das neue Leben verdankte.

Gewissenhaft hatte Freese in den vergangenen Wochen für Sylvia gesorgt. Er hatte alles getan, um ihr die langen Tage im Krankenhaus zu erleichtern, und er hatte es so einzurichten verstanden, daß sie glauben mußte, von ihrem Gatten umsorgt zu sein. Inzwischen hatte ihre Genesung gute Fortschritte gemacht, und wenn auch vorläufig noch nicht daran zu denken war, daß sie das Krankenhaus verließ, so nahte doch der Tag, wo sie endlich vorsichtig auf die tragische Wahrheit, auf den Verlust des Gatten vorbereitet werden mußte.

Freese überlegte. Keinesfalls konnte er Berlin für so lange verlassen, ohne sich nach Sylvia erkundigt zu haben. Er besorgte allerletzt, was sie jetzt wohl benötigte, auch gute Bücher und erlesenes Obst, und fuhr mit den Paketen zum Krankenhaus, um dort alles abzugeben und mit der Oberschwester, die immer gleich freundlich Auskunft gab, zu sprechen.

Heute ließ sie länger auf sich warten, obwohl sie von seinem Kommen benachrichtigt war, und als sie dann endlich ins Wartezimmer trat, verbarg sie schwer ihre Verlegenheit. Sie hatte Herrn Studering überraschen wollen mit der Erlaubnis, heute zum erstenmal seine Frau besuchen zu dürfen, aber . . .

„Es tut mir furchtbar leid, Herr Studering, es ist mir sehr unangenehm, aber als ich Ihre liebe Frau auf Ihren Besuch vorbereiten wollte, hat sie sich sehr aufgeregt — und — Sie müssen denken, sie ist immer noch sehr angegriffen.“

„Sie wünscht also noch nicht, daß ich sie besuche, vorläufig?“ kam Freese der Oberschwester zu Hilfe. Er atmete erleichtert auf, obwohl er einen leisen sinnlosen Schmerz empfand. Also noch eine Galgenfrist —! Ihm graute fast vor dem Augenblick, wo er Sylvia gegenüber treten mußte.

„Es tut mir sehr leid, Herr Studering, aber sie will einfach nicht. Und Sie haben wieder für sie so viele und schöne Sachen mitgebracht. Ich werde Ihrer Frau alles bringen, sie wird sich gewiß sehr freuen!“ Sie wagte es dem netten Herrn Studering gar nicht zu sagen, daß seine Frau nie einen Blick für die schönen Blumen gehabt, die er ihr mitgebracht hatte. Wer weiß denn, was die Ehegatten trennte —

Nachdenklich, fast traurig kehrte Freese nach Hause zurück, um hier sein Gepäck zu holen. Er gab nur an, daß er für eine Woche verreise. Das Ziel nannte er nicht.

Dann holte er Christa ab. Erst als er neben der fröhlich Plaudernden im Wagen saß, kam auch er wieder in bessere Stimmung. Es war, als flüchtete er vor Sylvia zu

Christa, die keine Ahnung hatte von der fremden Frau im Krankenhaus.

Im Hotel am See war es um diese Jahreszeit bereits ziemlich still. Am Wochenende kamen zwar noch größere Scharen von Gästen, sonst fand man kein Duzend Menschen jetzt hier vor.

Freese hatte zur Sicherheit sich und Christa als Ehepaar unter irgendeinem fremden Namen eingetragen. Sie bewohnten zwei einander gegenüberliegende Zimmer, aber sie waren fast nie zu Hause. Die Tage, noch hell und von milder Himmelsbläue, vergingen im Flug: man segelte, ruderte, schwamm, lag am Strand, unternahm Autofahrten. Um halb zehn Uhr abends waren sie beide todmüde und fielen ins Bett. Sie lebten wie gute Kameraden.

Das Leben war schön. Christa war sehr glücklich. Sie bekam sogar etwas Farbe und die Haut ihrer Wangen bräunte sich leicht. Mit ihren grauen Augen sah sie klar in die Welt.

Er vermied jede, auch die geringste Annäherung und es fiel ihm leichter, als er gefürchtet hatte. Von ihr strahlte eine reine Unerührbarkeit aus, die jeden Gedanken des Begierens erlöschten ließ. Die Vorstellung, sie zu küssen und im Arm zu halten, wäre ihm jetzt fast als Sünde erschienen. Er liebte sie aber nur noch um so mehr.

Eine Woche war herum, sie hatten es kaum gemerkt. Am neunten Tage — sie sonnten sich gerade auf dem Sand — ereignete sich ein Zwischenfall: Freese sprang plötzlich, ohne ersichtlichen Anlaß, auf und lief ins Hotel. Er ließ sogleich ein Gespräch nach Berlin anmelden.

Plötzlich — gleichsam aus blauem Himmel — hatte ihn die peinigende Gewißheit überfallen, daß sich in Berlin eine wichtige Veränderung vorbereitete. Er rief das Urbanerkrankenhaus an und erkundigte sich. Gerade zur rechten Zeit! Der Bescheid, den er erhielt, besagte, daß die Patientin Sylvia Studering morgen entlassen werde. Die Verletzung war völlig verheilt. Sylvia war gesund, wenn auch noch schonungsbedürftig, er solle sie abholen lassen.

Freese kehrte ganz verstört an den Strand zurück. Christa, häuchlings dahingestreckt, hob den Kopf und blinzelte ihn fragend an.

„Wir müssen wieder heim nach Berlin!“ sagte er heiser und tonlos.

Sie verstand nicht gleich. „Ja, natürlich“, sagte sie, „nächster Tage!“

„Nein, heute noch! Spätestens heute abend. Nicht fragen, es muß sein.“

Christa richtete sich auf. Sie kam langsam zu sich, sagte allmählich seine Worte, dann sagte sie leise: „Es ist also jetzt zu Ende?“

Er nickte und schaute über sie hinweg ins Weite. Und dann fügte er endlich hinzu: „Das haben wir ja vorher gewußt. Die Zeit ist um!“

„Natürlich“, sagte sie, „wir haben es vorher gewußt. . .“ Ihre Augen ruhten eine Minute lang voll auf ihm, als wollte sie sich sein Bild unverwundlich ins Gedächtnis prägen: die gebräunten Arme, die starken Schultern, seine breite Brust, das vertraute Gesicht, auf das die Sonne schien. Und im Hintergrund die Bäume, den hohen Himmel, die klare, schon herbe Luft.

Sie riß sich mit einem Rucke los, warf den Kopf nach hinten wie jemand, der sich gewaltsam in die Wirklichkeit zurückrufen will, und erklärte: „Gut, wir können heute nachmittag fahren!“

XI.

Also war es soweit! Freese atmete freier. Gut so, nun wurde er wenigstens gezwungen, aus diesem Zwicklicht herauszutreten, das Spiel war aus. Damit hatte er gerechnet. Er konnte endlich dort wieder beginnen, wo er gestanden, als er den Boden Berlins betreten hatte. Nichts war verloren, einige Wochen lagen dazwischen, die ausgelöst werden mußten. Er zwang sich, nicht an Christa zu denken. Arme, kleine Christa —

Dem Zusammentreffen mit Sylvia Studering sah er mit mutigem Gleichmut entgegen. Heute wußte er, daß sie seine Handlungsweise nicht richtig verstehen konnte. Sie mußte ihn für einen Abenteuerer, ja für einen Hochstapler halten. Möchte sie! Schlimmer war, daß er jetzt die

schlimme Wahrheit vom Tode Studerings nicht länger vorenthalten konnte. Davor bangte ihm.

Er hatte den Wagen zum Krankenhaus geschickt, unterdes wartete er auf ihre Ankunft. Ihre Zimmer waren mit Blumen geschmückt, auf dem Toiletentisch standen gefüllte Flaschen, Kleider und Wäsche lagen umher, die er in aller Eile zur Auswahl bestellt hatte. Ein wenig war er doch auf Sylvias Miene neugierig, wenn sie das neue großartige Heim sah.

Er hörte draußen den Sand knirschen, das Auto fuhr vor, der Diener öffnete die Türe.

Fest sah er Sylvia zum ersten Male, wie sie wirklich war: die hohe Gestalt zeigte die Vollendung einer Statue, das Haar schimmerte in einem matten Blond, sie war von der untadeligen Schönheit einer griechischen Göttin, einer Schönheit, die den Herzschlag stocken machte.

Wie ist dieses wunderbare Wesen in jene Dachkammer geraten, schob es ihm durch den Kopf. Er grüßte stumm.

Sie blickte sich ratlos um: „Was bedeutet das alles?“ fragte sie.

„Sie sind hier zu Hause!“ Und plötzlich fühlte er heißes Mitleid mit der jungen Frau, als treibe er ein frevelhaftes Spiel mit ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Backbordkessel leckt.

Skizze von Fritz Gallinger.

Der Sturm hat sich gelegt, die See ist wieder still und friedlich. Nur eine leichte Dünung geht und hebt das Schiff sanft auf und nieder, aber sie hindert nicht mehr an der Vornahme der dringend erforderlichen Kesselreparatur. Gegebenenfalls hätte man ja selbst bei schwerstem Wetter in den Wolf steigen müssen, denn von der Maschine konnten sie kaum so viel Wasser nachpumpen, wie aus den Aschfälen wieder herausläuft. Da leckt nicht nur ein Rohr, das sind bestimmt mehrere. Der Heizer läßt die Backbordfeuer abbrennen und pulvert dafür dem Steuerbordkessel höllisch ein. Dann ergreift er die lange Krabe und zerzt weißglühende Schlacken durch die Feuertüren. Der Trimmer gießt Wasser drauf, daß der Dampf knallend aufzischt und den Heizraum mit undurchsichtigem, heißem Nebel erfüllt.

Von der Maschine kommen drei Mann; der erste und zweite Ingenieur — in ihren Kesselanzügen wie ein paar Gnome anzusehen — und der Schmirer, eine lange Planke und nasse Sacktücher mit sich schleppend. Der Erste schaut auf das Manometer und reißt die Probierhähne auf. Druck ist nicht mehr auf dem Kessel, also kann er befahren werden. Ein paarmal steckt der Zweite den Kopf durch die Feuertür, dann legt er sich, die Hände mit nassen Lappen umwickelt, häuchlings auf die bereit gehaltene Planke und läßt sich durch das Flammrohr bugfieren. Ein Flaschenzug reißt kreischend die Rauchklappe auf. Wie leichter Regen rieselt seine Flugasche hernieder.

Es lecken tatsächlich drei Rohre. Da muß noch einer mit in den Wolf, damit es schneller geht. Als der Erste eine Flasche Genever verspricht, legt sich der Trimmer auf die Planke. Er hat nur Hemd und Hose auf dem Leibe. Wunder soll's nicht nehmen, wenn er sich verbrennt. Kinder und Betrunkene geschieht bekanntlich nichts, und der Trimmer duftet ganz hübsch nach Spirit. So wie er schon seit dem Tage duftet, wo er an Bord gekommen. Keiner kann aus ihm Klug werden; keiner mag den mürrischen Kerl leiden. Vom Boardingmeister in Antwerpen weiß man, daß er ein verfrachter Maschinist ist, dem man das Patent entzogen. Niemand weiß, weswegen. Aber deshalb braucht einer ja noch kein schlechter Mensch zu sein. Der Trimmer hat nur so seine Eigenschaften. Jeder Mensch besitzt Eigenheiten, und Schiffsleute nun schon überhaupt. Aber ganz gleich: der Trimmer ist nun einmal nicht beliebt an Bord, und keiner weiß eigentlich den Grund.

Der Erste schimpft nicht schlecht, den Mann so ohne Kesselzeug, ohne Schuhe in den glühendheißen Wolf steigen zu sehen. Aber manche können ja mit nackten Füßen im Feuer stehen; sie verfügen über ein wahres Lederfell.

Im Wolf liegt auf den Nietköpfen ein schmales Brett. Darauf stehen die beiden Männer und stoßen das Salz von den leeren Rohren. Unter ihnen schwelt unausgesetzt die glühende Flugasche und verbreitet unerträgliche Hitze. Die Arbeit geht schlecht von der Hand, da die Rohrstopfer zum Teil nicht passen. Endlich sitzen zwei drin. Der Trimmer dreht die Muttern mit einem schweren Schlüssel fest und stößt bei der Anstrengung den Atem ruckweise aus.

„Pfui Deibel, stinken Sie nach Schnaps!“

Der Trimmer antwortet nicht, sondern stiert den Zweiten eine Weile unverwandt an. Der böse, flackernde Blick verrät nichts Gutes.

„Was glohen Sie mich so an?“

In dem Hölleloch kann man umkommen, wahrhaftig! Das Blut siedelt, der Atem fliegt, das Herz schlägt wie wild. Die Gesichter der Männer sind mit Schweiß und Ruß bedeckt; das Weiße der Augen funkelt unnatürlich.

„Wenn Ihnen nicht gut ist, dann verholen Sie sich hier aus dem Wolf. Jetzt werde ich schon allein fertig.“ So spricht, halb ärgerlich, der Zweite. Der Trimmer läßt den Blick noch immer nicht fahren. Mit unangenehmer Stimme sagt er endlich: „Kennen mich wohl nicht mehr, Meister Billhorn? Schlechtes Gedächtnis, he? Wissen wohl auch nicht mehr, wie wir beide in Singapore beim Kesselreinigen zwei Kanaken zu Tode verbrühten?“

„Mann, was reden Sie da für Blech?“

„Warum Blech? Hatten wir nicht beide Schuld? Warum wurde ich mein Patent los und Meister Billhorn nicht?“

„Mensch, sind Sie denn blödsinnig? Bin ich Billhorn?“ Etwas milder fügt der Maschinist hinzu: „Mein Name ist Ladewig. Jetzt aber Achtung, da kommt der dritte Stopfer. Schnell die Mutter drauf und dann raus aus diesem Schwitzkasten!“

„Ach, hier drinnen ist's so übel nicht, hier kann uns keiner verbrühen. Da hatten es die Kanaken schon schlimmer.“

„Die Mutter her, verdammter Schwächer! Den Schlüssel!“

Der Trimmer tut, als höre er nicht. „Ach, hier muß ich dich nun treffen, hier in diesem Loch. Das Beste wäre, ich fertigte dich auf der Stelle ab!“ Er holt mit dem schweren Schlüssel zum Schlage aus. Aber blitzschnell stößt der Zweite das Brett von den Nietköpfen und taumelt mit dem Wahnsinnigen in die heiße Aschenglut. Den Maschinisten schützen lange Stiefel. Der Trimmer aber schlägt wie besessen mit den nackten Füßen herum. Mühsam ziehen ihn die Leute aus dem Kessel heraus. —

„Das wäre in Ordnung. Die lecken diese Reise nicht mehr.“

Mit diesen Worten beendet der Maschinist seine Arbeit im Kessel. Dann nimmt er das Werkzeug und die Kabelleuchte und rutscht im Krebsgang wieder durch das Flammrohr zurück.

Der Kohlenzieher hat sich schaurig die Füße verbrannt; er wird in Vigo ins Hospital müssen.

Der Erste reißt die Heizraumtür auf und brüllt:

„Feuer in den Backbordkessel und Dampf auf!“

Aushalten!

Skizze von Gerhard Erich Pauls-Lübeck.

Der Ritter und der Bürgermeister standen auf dem Stephansturm, bleich, und ihre Finger griffen in die Steinbrüstung. Der Herzschlag stockte. Endlich brach Rüdiger von Starhemberg das lastende Schweigen. „Wenn wir den Mut verlieren, sind wir verloren“, sagte der Ritter. — „Seine Majestät haben uns verlassen“, antwortete der Bürgermeister Liebenberg bitter, „die vornehmsten Bürger sind entflohen.“ — „Aber Ihr seid geblieben“, tröstete der General. Liebenberg nickte freilich, aber nun drängte den anderen die Not. „Wo soll ich anfangen mit meinen paar

Duzend Soldaten?" fragte er. „Und Feinde sind mehr als Sand am Meere." Deshalb war die Reihe an den Bürgermeister gekommen, Zuversicht zu behalten. „Die Verteidigung der Stadt ist jetzt nicht nur Sache der Soldaten", sagte er. Da bot ihm der Starhemberg die Hand, und der Liebenberg schlug wacker ein. „Aber nun an die Arbeit, Kamerad!" rief der Soldat. Sie stiegen vom Turm. Starhemberg warf sich auf sein Pferd und jagte auf die Wälle. Dünn war die Besatzung, zerfallen die Schanzen. „Mut, Kinder!" rief der General. „Der alte Gott lebt noch." Auch der Bürgermeister hatte sein Pferd bestiegen, die Sturmglocken heulten. Bei der Bäderzunft stieg er ab. „Jetzt wird ein anderer Teig geknetet, Kleierde zu neuen Wällen", gebot er. Er ritt zu den Fleischern: „Der General wird eine lange Wurst stopfen gegen die Türken. Das versteht ihr. Man an die Schanzen!" Er ritt zu den Böttchern: „Jetzt muß ein neuer Reifen um das Faß gelegt werden." Die Schneider mußten die Schanzen flicken, die der Kaiser hatte verfallen lassen, die Schuster mußten das Bollwerk vorschuhlen, und die Tischler errichteten auf der neuen Bastei den Tanzplatz, auf dem die Kanonen aufspielen sollten. Zu den Studenten ritt der alte Bürgermeister. „Burschen heraus!" rief er. „Habt ihr Gottesgelehrtheit studiert und wollt die heilige Kirche nur mit dem Maul verteidigen? Steht das in euren Rechtsbüchern, daß die Fremden uns aus unserm eigenen Nest ausräuchern dürfen? Habt ihr Mediziner nur Menschenleiber zu flicken gelernt? Jetzt müssen die Wälle verbunden werden."

Und dann standen die beiden, der Graf Starhemberg und der alte Liebenberg, bei den Schanzarbeitern. Der eine hielt die Pläne für die neuen Arbeiten in der Hand, der andere führte die Kolonnen an ihre Plätze. Sie wichen auch nicht, wenn die Türkentugeln pffifen. Aber am dritten Tag, wie sie sich des Fortschritts freuen wollten, flogen Steine, Erde, Schutt und Staub um sie. Der Lärm zerriß ihre Ohren, und der Luftdruck warf sie zu Boden. Da hatten die Türken das neue Außenwerk in die Luft gesprengt.

„Her die Goldsucher, die Apotheker und die Pillendreher!" rief der Bürgermeister. „Leg dein Ohr auf die Erde, Arzt! Sonst willst du in einer Menschenbrust die leisesten Geräusche hören. Kannst du vernehmen, wo die Türken graben?" Es war etwas ganz Neues, was die Deutschen lernen mußten, aber den Türken war die Minierkunst eine alte Erfahrung.

Und wieder einmal — aber da hatte ihn das Fieber schon, und sein Doktor wollte den alten Mann ins Bett stecken — sprach der Bürgermeister zu den Zünften. „Das Mehl geht auf die Reige, sagt ihr? Vermengt es mit Holzstaub!" befahl er. „Aber laßt nichts davon laut werden." Dann mußte ihn die Sänfte zu den Fleischern tragen. „Kein Fleisch mehr in der Stadt, sagt ihr? Nehmt meinen Gaul! Ich kann doch nicht mehr zu Pferde sitzen. Sind nicht noch Ratten in den Gruben? Macht Wurst daraus, aber wer plaudert, hängt."

Und dann stand Graf Starhemberg an dem Sterbepette des Bürgermeisters. Die Not griff ihm an die Kehle, denn dies hier war sein guter Kamerad, daß er einen bessern nicht finden konnte. Der Bürgermeister redete im Fieber. „Auf den Turm, Guer Gnaden! Starhemberg, auf den Turm! Der alte Gott lebt noch." Der Ritter ließ den alten Mann, den guten Kameraden allein sterben. Er stieg auf den Stephansturm und sandte in letzter Verzweiflung seine Hilferufe an die deutsche Welt draußen. Es war Abend geworden, und der Starhemberg ließ vom Turm die Raketen steigen. Die zischten, prasselten und verglühten: „Wir können nun nicht mehr. Kommt und helft!" Und als er wie einen bitteren Ausschrei seine letzte Rakete verschossen hatte — was war das hinter dem Rahlberge und stieg aus der schwarzen Nacht in die Höhe? Es kam die Antwort. Und am nächsten Morgen begann die Schlacht. Die Deutschen waren da, die Bayern und Sachsen zuerst, nachher die Polen. Die Wiener konnten von ihren Wällen aus nur zusehen, und auf einmal hatten sie Angst, weinten und beteten. Noch vor Abend warfen die türkischen Reiter die Gänge herum. „Das hätte der Liebenberg sehen sollen!" seufzte der Starhemberg und ritt den Befreiern entgegen.



Bunte Chronik



Der Fluggast aus dem Walde.

Der Moskauer Flugplatz liegt ziemlich einsam inmitten dichter, wenig begangener Wälder, in denen viel Wild lebt. Eines Tages erschien in den frühen Morgenstunden ein wilder Eber auf dem Platz, von den Bachhunden mit wütendem Gekläff empfangen und angegriffen. Er wußte sie sich jedoch mit wilden Stößen vom Leibe zu halten. Nachdem er mißtrauisch ein startberettetes Flugzeug betrachtet hatte, drehte er sich um und ging in wilder Wut auf eine Gruppe von Arbeitern los, die er mit seinen furchtbaren Hauern angriff. Einem von ihnen brachte er schwere Verletzungen bei. Erst als die auf dem Flugplatz stationierten Offiziere eine regelrechte Haß auf das Tier eröffneten, wandte es sich zur Flucht. Nach einer tollen Jagd gelang es einem der Männer, den Eber mit Revolvergeschüssen zur Strecke zu bringen.

Verbrecher als „Versuchskaninchen“.

In den Vereinigten Staaten bemühen sich die Ärzte immer noch vergeblich, den Erreger der furchtbaren Schlafkrankheit, die dort seit Monaten immer neue Opfer fordert, zu entdecken. Ein Teil der Mediziner war der Ansicht, daß diese Krankheit von Moskitos übertragen werde. Der Gouverneur von Jackson im Staate Mississippi erließ daher einen Aufruf, in dem Personen verlangt wurden, die sich freiwillig für entsprechende Experimente zur Verfügung stellten. Es meldeten sich zehn Verbrecher aus dem dortigen Zuchthaus, die die Möglichkeit vor Augen sahen, auf diese Weise ihre Strafzeit abzukürzen. Sie wurden vom Gouverneur begnadigt und als „Versuchskaninchen“ zu den experimentierenden Ärzten geschickt. Einen vollen Monat lang dauerten die Versuche. Die Gefangenen wurden während dieser Zeit mehrmals von Moskitos gestochen, die man mit dem Blut von Opfern der Schlafkrankheit gefüttert hatte. Es machten sich jedoch keine Anzeichen einer Erkrankung bemerkbar. Alle zehn Zuchthäusler befinden sich wohl und blieben gesund. Damit scheint der Beweis erbracht zu sein, daß die gefährliche Schlafkrankheit nicht von Moskitos übertragen wird.



Lustige Gede



* **Gerissen.** Hausherr: „Darf ich Ihnen eine echte Havanna anbieten? Aber bitte, erst zu rauchen nach einem feinen Diner.“

Besuch: „Danke sehr! Wann darf ich zu dem Diner kommen?“

*

* **Verunglücktes Kompliment.** „Finden Sie nicht, daß ich in den letzten Monaten sehr gealtert bin?“
„Aber nur äußerlich, Gnädigste, wirklich nur äußerlich.“

*

* **Der Statfanatiker.** Sie: „Du denkst nur immer an deinen Skat, du weißt nicht mal, wann wir uns verlobt haben.“

Er: „Natürlich, sogar sehr genau! — Das war an dem Tage, wo ich einen Null-ouvert aus der Hand gewann.“